

Robert Steiner



PANICO ALPINVERLAG

ALLEIN UNTER RUSSEN

*Gute Unterhaltung auch ohne Geld:
Die Sibirier bei minus zwanzig Grad auf
dem Parkplatz in Grindelwald.*



Eiger-Nordwand – The Russian Way

Ich hatte mal einen Kollegen, der behandelte in der sechsten Klasse das Thema „Alpen“. Die Schüler hatten die Aufgabe, das Dreigestirn des Berner Oberlandes zu lernen: Eiger, Mönch und Jungfrau. Als er das Wissen abfragen wollte, stellte er fest, dass der Eiger hängengeblieben war. Sofort streckten welche und riefen! „Herr Lehrer, das ist der Eiger, der mit der Nordwand und dem Todesbiwak!“ Beim Mönch dauerte es etwas länger. Schließlich streckte einer und nannte ihn. Aber beim Bild der Jungfrau breitete sich betretenes Schweigen aus. Niemand erinnerte sich an sie. Der Lehrer, immer einen dummen Spruch auf Lager, half nach: „Erinnert euch an die hübsche, junge, unverheiratete Referendarin!“

Plötzlich rief einer von hinten: „Das Schreckhorn!“

So schön es ist, mit Schülern klettern zu gehen oder etwas über die Berge zu lernen, die Schule steht dem Bergsteigen oft im Weg. Um es genauer zu sagen: Sie hat mich um die schönsten Routen gebracht, die ich hätte klettern können. 2006 zum Beispiel, als ich mitten in der Examensphase des Referendariats steckte. Dazu mehr.

Die Geschichte beginnt im August 2004. Es war eines Abends, als wir zu viert in einem kleinen Zelt auf dem Gipfel des 7000 Meter hohen Khan Tengri saßen und nicht schlafen konnten. Dort gewann ich eine Flasche Wodka oder besser gesagt, das Versprechen auf eine.

„Wisst ihr“, sagte ich zu meinen russischen Freunden, die noch nie in Europa gewesen waren, „durch die größte und gefähr-

lichste alpine Wand der Alpen führt eine Eisenbahn. Man muss nicht hochsteigen, sondern kann gemütlich innen mit einem Zug hochfahren. Und auf dem Weg hoch gibt es eine Haltestation, da kann man durch das Fenster in die Wand gucken und den Bergsteigern zuwinken! Wenn du keine Lust mehr zum Klettern hast, klopfst du an die Fenster, dir wird aufgemacht, und du fährst mit der Bahn nach unten.“

Es folgte einige ungläubige Blicke.

„Der Deutsche hat die Höhenkrankheit“, sagte einer.

„Eine Eisenbahn, die durch einen Berg nach oben fährt? Ohne Scheiß?“, fragte ein anderer.

„Gebaut um 1900. Am Eiger, in der Schweiz“, ergänzte ich.

„Die spinnen, die Schweizer!“

„Wetten wir?“

Noch in dieser Nacht beschlossen wir, dass die Russen zum Eiger kommen mussten. Ich war sehr gespannt, wie es ihnen gefallen würde. Für sie war das ein größeres Abenteuer als eine Fahrt in den Himalaya oder die Verleihung einer Goldmedaille in Moskau, denn Europa war für sie nicht nur mental, sondern auch finanziell sehr weit weg. Eine Reise nach Deutschland oder in die Schweiz galt als äußerst umständlich. Man brauchte ein teures Visum, Hotels und Unterkünfte waren unbezahlbar, sogar beim Essen musste man sparen. Für ein Bahnticket von Frankfurt nach Bern brauchte man so viel Geld wie für eines von Moskau an den Baikalsee – eine Strecke, die zehn Mal so lang ist. Außerdem, so redeten einige russische Spitzenbergsteiger wie Pavel Shabalin auf meine Krasnojarsker Bekannten ein, wären die Berge der Alpen so klein und unbedeutend, dass sich die aufwendige Reise dorthin und das Klettern gar nicht lohnen würden.

„Perlen vor die Säue“, sagte Shabalin verächtlich, „fährt lieber ins Himalaya als zu den Hügeln in den Alpen. Das Leben ist kurz. Bald ist eure alpine Karriere zu Ende, und ihr habt bloß Schrott geklettert.“ Zum Glück hörte niemand auf ihn.

Sacharow, der Trainer und Organisator, schrieb mir im Herbst, dass zwölf Kletterer, ein Arzt und er selbst kommen würden. Alle waren aus Krasnojarsk. Eine Mannschaft mit vier Mann sollte eine neue Route an der Eiger-Nordwand klettern, eine zweite eine neue Route an der Matterhorn-Nordwand und eine dritte eine neue Route an der Grandes-Jorasses-Nordwand – jeweils durch den schwierigsten Wandteil. Natürlich war es ein wenig retrovertiert, sich dieses bekannte Dreigestirn herauszusuchen, das seit siebzig Jahren in jedem Alpinbuch prangt. Man hätte auch irgendwo hinfahren können, um an einem Felsabbruch im Wald eine schwierige Mixedroute einzurichten, so wie es die europäischen Spitzenleute taten. Oder ein Enchainement machen, indem man mehrere bekannte Routen aneinanderhängte. Aber für Menschen, die in ihrem Leben wahrscheinlich nur ein einziges Mal in die Alpen kamen, war das eine wie das andere keine Wahl. M12 verbanden sie eher mit Schraubengrößen denn mit Kletterei. Und Speedbegehungen waren nichts für Leute, die das Biwakieren als integralen Bestandteil des Bergsteigens sahen. Sie suchten Größe, Geschichte, alpines Grauen. Eben dafür gab es kaum Berge, die so gut standen wie Eiger, Matterhorn und Grandes Jorasses.

„Wie sieht es aus, bei welcher Mannschaft möchtest du mitklettern? Du darfst es dir raussuchen!“, forderte mich Sacharow auf. Ich schwieg eine kurze Weile und überlegte. Zwei Wochen wäre ich für eine dieser Routen weg. Lohnte es sich, so lange das Referendariat und die Prüfungen zu schwänzen? Wo brachte

ich das ärztliche Attest her, um mich zu entschuldigen? Was war, wenn alles herauskam, zum Beispiel, wenn die Presse darüber berichtete? Mit den Ausbildern vom Seminar war nicht gut Kirschen essen, das hatte ich bereits bitter schmecken müssen. „Bist du noch da?“, hörte ich die Stimme aus dem Hörer. „Ich kann euch helfen. Aber mit dem Klettern klappt es nicht. Ich habe Examen“, sagte ich. Es war einer der niederschmetterndsten Momente in meinem Leben als Bergsteiger. Es war, als hätte ich wieder einmal alles verraten, nur für ein bürgerliches Leben. Für einen Beruf und für das verfluchte Geld.

So gut die Krasnojarsker im Klettern waren, so katastrophal war die Planung. Anfang Februar sollten sie kommen, aber weder im November noch im Dezember war klar, ob das Geld für die Expedition reichen würde.

„Wir trainieren. Alle sind fit. Aber wir brauchen noch Sponsoren, sonst reicht das Geld nicht“, lautete die wöchentliche E-Mail. Als sie schließlich anriefen und sagten, dass es reiche, war es schon Weihnachten. Genauer gesagt der 23. Dezember.

„Wir haben Norilsk-Nickel als Sponsor gewonnen! Und den Gouvernator des Kreises Krasnojarsk. Das Geld reicht für den Flug!“, hieß es voll Freude.

„Aber wir haben kein Visum und kein Geld für Mietautos“, klang es niedergeschlagen hinterher.

Nun war schnelles Handeln angesagt. Ich marschierte also in die Ausländerabteilung des Landratsamtes und erkundigte mich. Um für meine sechzehn Freunde ein Visum zu bekommen, hätte ich als Bürgschaft einen monatlichen Verdienst von 18 000 Euro vorweisen müssen. Die Summe ließ leider im Vergleich zu meinem Referendariatsgehalt einen Restbetrag von 17200 Euro offen. Um diesen zu decken, hätte ich mir sehr schnell einen

äußerst lukrativen Nebenjob suchen müssen. Wie immer bei finanziellen Fragen breitete sich gähnende Leere in meinem sonst von Ideen überquellenden Gehirn aus.

„Wie machen das dann die anderen, zum Beispiel, wenn eine Fußballmannschaft aus Russland kommen möchte?“, fragte ich.

„Für die bürgt jemand mit Geld. Eine Privatperson oder der Fußballverband.“

Etwas geschlagen schlich ich von dannen. Eine Privatperson mit Geld! Die meisten meiner Bekannten hatten Mühe, am Ende des Monats noch das Geld fürs Tanken bezahlen zu können. Ich rief Sacharow an.

„Wir brauchen jemand mit Geld, der für euch bürgt. Du weißt nicht zufällig irgendjemand?“, fragte ich ihn. Eigentlich erwartete ich gar keine Antwort.

„Ich habe da einen Freund in Frankfurt. Der arbeitet bei Tetrapak. Ruf ihn mal an“, sagte Sacharow und gab mir die Nummer. Der Bekannte arbeitete nicht nur bei Tetrapak, sondern war dort einer der Obersten. Und zwar nicht von Tetrapak Deutschland, sondern überhaupt. Er sprach perfekt Russisch, trat sympathisch auf und verfügte über das nötige Mindesteinkommen, das wir für das Visum brauchten. Im Urlaub fuhr er nach Russland, wo er sich alleine in der Arktis absetzen ließ, durch die Taiga streifte oder auf Berge stieg. Dort hatte er auch Sacharow getroffen.

Einen Tag später hatten wir das Visum. Und nicht nur das Visum, sondern auch das Wort von Tetrapak, wie wir Sacharows Bekannten nannten, dass er uns seinen Dienstwagen samt Chauffeur für die Logistik zur Verfügung stellen würde. Ich rief sofort in Krasnojarsk an.

„Wir haben ein Schengen-Visum für Deutschland!“, jubilierte ich.

„Gut! Jetzt brauchen wir nur noch eines für die Schweiz! Wir haben in Moskau gefragt, aber die brauchen drei Monate dafür.“

Doch woher sollte ich ein Visum für die Schweiz zaubern? Es war mittlerweile Anfang Januar und kurz vor knapp. Ob alles überhaupt klappen würde? Als westlicher Bergsteiger war ich überrascht, welche große Rolle das Amtliche beim Gelingen eines alpinen Vorhabens spielte. Wenn die Behörden nicht mitspielten, konnte man es gerade vergessen. Leider hatte Sacharow keine Kontakte in die Oberschicht der Schweiz und ich sowieso nicht. Ich hatte mich schon damit abgefunden aufzugeben, als mir plötzlich die Idee kam, den Schweizer Alpenclub zu kontaktieren. Es war Rettung in letzter Not. Nach einigem Hin und Her wurde ich zum Präsidenten durchgestellt, dem ich das Vorhaben ausführlich schilderte. Russische Spitzenalpinisten kamen, und alles schien daran zu scheitern, dass ihnen niemand ein Visum ausstellen wollte. Während des Gesprächs glaubte ich manchmal, der Präsident habe bereits aufgelegt – so still war es am anderen Ende der Leitung.

„Das mit dem Visum“, sagte er dann bedächtig und ohne Umschweife, „übernehmen wir.“ Es waren so ziemlich die einzigen Worte, die er während der ganzen Unterhaltung geäußert hatte. Die Relation aus Tat und Wort konnte nicht besser sein: Der Mann war effektiv. Ohne die unkomplizierte und vertrauensvolle Hilfe wären die Russen niemals in die Schweiz gekommen. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Als die Krasnojarsker endlich in Frankfurt ankamen, stachen sie zwischen den lackschuhtragenden und trolleyziehenden Fluggästen schnell ins Auge. Mit ihren uralten, riesigen Bergstiefeln, ihren abgewetzten Daunenjacken und den gigantischen

Rucksäcken voller Karabiner und Seilen sahen sie aus, als hätten sie soeben den Nordpol überquert oder wären vom Everest abgestiegen. Ich selbst sah übrigens nicht besser aus. Mit einem Karton von fünfundzwanzig Gaskartuschen unter dem Arm war ich in ständiger Angst, in den Verdacht eines terroristischen Anschlages zu geraten. „Sauber haben die es hier! Da kann man ja den Boden abschlecken“, hörte ich einen der Krasnojarsker sagen, der sich in der von Granit und Chromstahl glitzernden Empfangshalle des Flughafens umsah.

Zu uns gesellte sich ein äußerst gut gekleideter Herr mit guten Umgangsformen, der sich als der Chauffeur von Tetrapak herausstellte. Er würde einen Teil des Teams mit seiner Karosse zum Anwesen des Chefs nehmen, wo diese untergebracht würden. Wir schüttelten die Arme vor Freude, dass alles geklappt hatte. Während die einen im 240-PS-Luxusschlitten Platz nahmen, fühlten sich die anderen im rostenden VW-Bus so wohl wie daheim.

So teilten wir uns. Die einen fuhren zu „Tetrapak“, die anderen zu meinem Freund Micha, die dritten zu mir in den Schwarzwald. In den nächsten zwei, drei Tagen würden wir die nötigen Lebensmittel einkaufen und dann in die Berge fahren. Ich sagte zu ihnen wie zu allen meinen Gästen: „Fühlt euch wie zu Hause.“ Doch diesen Satz bereute ich bald. Die Russen fühlten sich tatsächlich wie zu Hause. Mein Kühlschrank wurde zu ihrem und mutierte zu einem schwarzen Loch, das man ständig füllen konnte und das doch immer leer blieb. Sie polterten zu allen möglichen Uhrzeiten mit den klobigen Schuhen durch das ganze Haus, ließen ihre Sachen liegen (mit Vorliebe gebrauchte Unterhosen), duschten stundenlang (in Sibirien kostet das heiße Wasser nämlich fast nichts), belegten das Telefon und fingen an,

meine Mutter zu behandeln wie ihre eigene – sie stand nur noch in der Küche, kochte und spülte ab. Damals verstand ich nicht, was es in Russland heißt, Gast zu sein – ein echter König eben. Ich war um jede Stunde froh, die der Aufbruch näher kam.

„Kein Wunder, dass dir im Tien Shan nie zu kalt ist“, sagten sie, als sie mein Zimmer betraten. Es war wie immer nicht beheizt, das Fenster offen. Das kleine Thermometer an der Wand zeigte sieben Grad. Später sollen sie zu Hause ein Bild bei einem Diavortrag gezeigt haben, das alle in Daunenjacken zeigt – bei mir im Zimmer. Dazu der Kommentar: „Weil die Deutschen keine Rohstoffe haben, können sich viele keine Heizung leisten.“

Ich kann mich gut erinnern, als wir Anfang Februar losfuhren und im Nordschwarzwald die gefrorene Nagold überquerten. Die Russen klebten förmlich am Fenster.

„Können wir anhalten und ein wenig schwimmen?“, bettelten sie.

„Schwimmen?? Der Fluß ist doch zugefroren!“, erwiderte ich entsetzt.

„Das macht nichts, wir hacken ein Loch ins Eis!“

Ich hatte keine Lust anzuhalten, noch weniger, selbst im Wasser baden zu gehen und dabei vielleicht noch vom Direktor meiner Schule gesehen zu werden. Das hätte eine ungute Wendung in meiner Laufbahn als Beamter zur Folge haben können, insbesondere im Hinblick auf die Prüfungslehrproben. Außerdem war da ein E-Werk. Ich behauptete also, das Schwimmen sei dort verboten. Wir fuhren weiter. Als wir in Basel den Rhein überquerten, klebten die Russen wiederum am Fenster. „Hier ist doch ein Fluss! Hier können wir schwimmen! Er ist nicht mal zugefroren, man muss keine Löcher hacken“. Ich betrachtete

sorgenvoll das Außenthermometer des Autos. Es zeigte zehn Grad unter null, und ich behauptete, das Baden im Rhein sei verboten: zu viele giftige Industrieabwässer von den Chemie- und Pharmafabriken. Als wir schließlich am Thuner See vorbeikamen, fiel mir keine Ausrede mehr ein.

„Halt!“, schrien alle vier zusammen und zeigten auf ein Bild mit einem Schwimmer drauf. „Hier darf man schwimmen.“ Keine fünf Minuten später stand ich alleine auf dem Parkplatz und hielt in den Händen vier Hosen, vier Pullover und einen Berg von Unterwäsche. Die Russen planschten prustend im eiskalten Wasser. Und ich kam mir reichlich bescheuert vor, wie ich so dastand – als Kleiderständer auf dem schneebedeckten Parkplatz. Im Wasser übte übrigens ein Team von Polizeistauchern den Ernstfall. Sie staunten nicht schlecht, als die vermeintlichen Zuschauer ihre Hosen auszogen, nackt ins Wasser sprangen und um sie herumschwammen. Als die vier wieder aus dem Wasser kletterten, bemerkten wir, dass wir gar keine Handtücher zum Abtrocknen dabei hatten. Die Kleidung wollten wir dafür nicht nehmen, weil sie pro Mann nur eine Garnitur mitgenommen hatten. Assoziationen schossen mir durch den Kopf wie „Eiger-Nordwand-Begehung an Erkältung wegen Schwimmausflug im winterlichen Thuner See gescheitert“. Doch die Krasnojarsker waren unverzagt und sagten: „Kein Problem. Wir laufen einfach so lange unbekleidet herum, bis wir trocken sind!“ Und so begannen sie, nackt auf dem Parkplatz im Kreis zu joggen. Ich selbst stand mit den Unterhosen mitten drin wie ein Dompteur in einem Irrenhaus. Den vorbeifahrenden Touristen mit den Skiboxen auf dem Dach fielen fast die Augen aus dem Kopf, als sie die Nackedeie im Gleichschritt joggen sahen. Ich frage mich heute noch, wie es rechtlich ausgesehen hätte, wenn einer der Vorbeifahrenden einen Unfall gebaut hätte.